AUTHOR:

SPRANGER, EDUARD

TITLE:

"DER ANTEIL DES NEUHUMANISMUS AN ..."

PLACE:

BERLIN

DATE:

1923

Master Negative #

91-80216-10

COLUMBIA UNIVERSITY LIBRARIES
PRESERVATION DEPARTMENT

BIBLIOGRAPHIC MICROFORM TARGET

Original Material as Filmed - Existing Bibliographic Record

Spranger, Eduard, 1882- 1963
Festrede des professors dr. Spranger: "Der anteil des neuhumanismus an der entstehung des deutschen nationalbewusstseins." ... Berlin, Norddeutsche buchdruckerei, 1923.
14 p. 26 cm.

Reichsgründungsfeier der Friedrich-Wilhelms-Universität zu Berlin, gehalten in der neuen aula am 18. januar 1923.

390917

Restrictions on Use:

TECHNICAL MICROFORM DATA

FILM SIZE: 35mm REDUCTION RATIO: 14x
IMAGE PLACEMENT: IA (IIA) IB IIB
DATE FILMED: 9/12/91 INITIALS ER
FILMED BY: RESEARCH PUBLICATIONS, INC WOODBRIDGE, CT

BIBLIOGRAPHIC IRREGULARITIES

MAIN ENTRY: Spranger, Eduard

Bibliographic Irregularities in the Original Document

List volumes and pages affected; include name of institution if filming borrowed text.

_____ Page(s) missing/not available: _____

_____ Volumes(s) missing/not available: _____

_____ Illegible and/or damaged page(s): _____

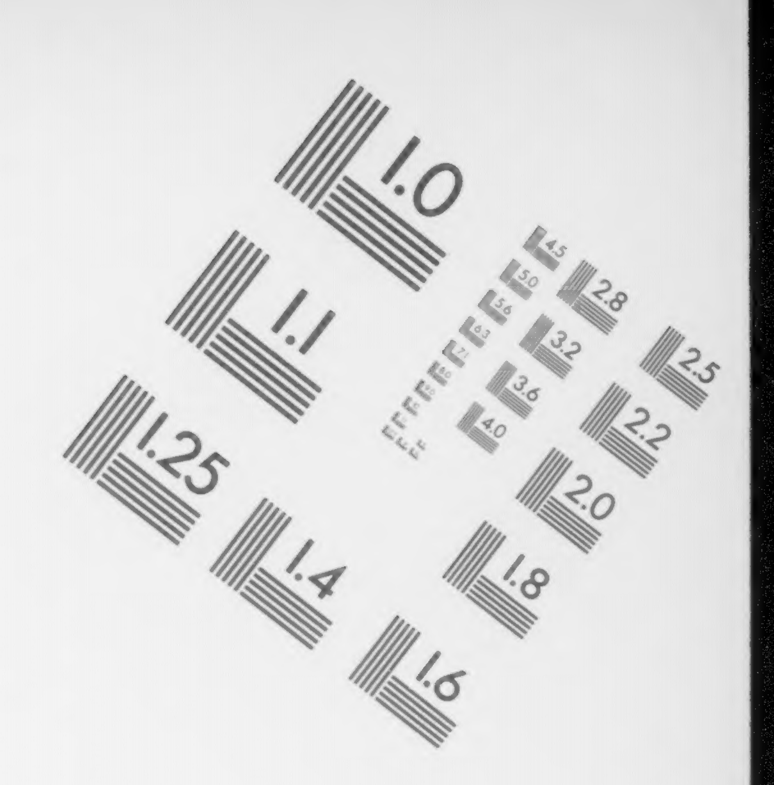
_____ Page(s) or volumes(s) misnumbered: _____

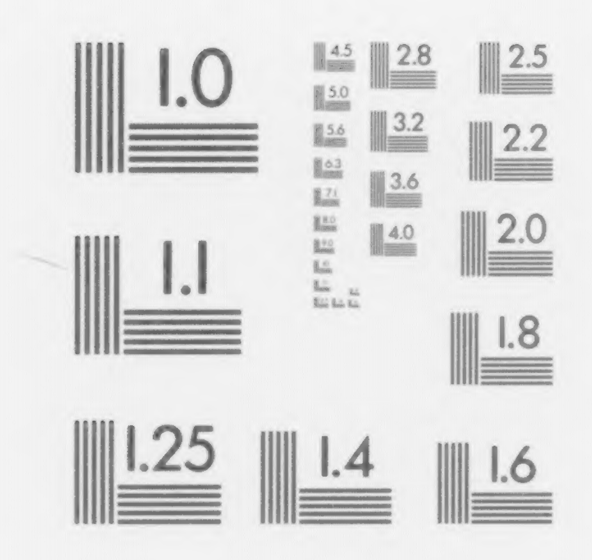
_____ Bound out of sequence: _____

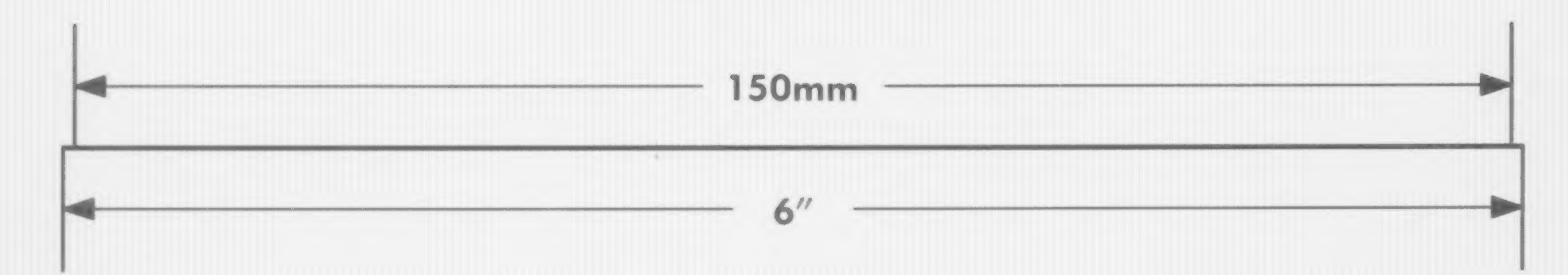
_____ Page(s) or illustration(s) filmed from copy borrowed from: UCLA
5-6

_____ Other: _____

IMAGE EVALUATION TEST TARGET (MT-3)







PHOTOGRAPHIC SCIENCES CORPORATION
770 BASKET ROAD
P.O. BOX 338
WEBSTER, NEW YORK 14580
(716) 265-1600

Reichsgründungsfeier

der

Friedrich-Wilhelms-Universität
zu Berlin

gehalten in der neuen Aula

am 18. Januar 1923.

Festrede des Professors Dr. Spranger:
„Der Anteil des Neuhumanismus an der Entstehung des deutschen Nationalbewußtseins.“.

Ansprache des Sprechers der Studentenschaft stud. phil. Hoofs.

Ansprache des Rektors Professor Dr. Heffter.

Berlin 1923
Druck der Norddeutschen Buchdruckerei und Verlagsanstalt A.G.
SW., Wilhelmstraße 32.

Festrede von Professor Dr. Eduard Spranger:

Der Anteil des Neuhumanismus an der Entstehung des deutschen Nationalbewußtseins.

Hochansehnliche Versammlung!
Verehrte Kollegen!
Liebe Kommilitonen!

In tiefster Erschütterung über den neuen Akt feindlicher Willkür, der frevelnd in das Hoheitsrecht des deutschen Reiches und in das Lebensrecht des deutschen Volkes eingegriffen hat, sind wir zusammengetreten, um den Gedenktag der Reichsgründung zu begehen. Kein Herz unter uns, das nicht in leidenschaftlicher Empörung aufwallte über gebrochenes Recht; keine Faser in uns, die nicht unter dem Gefühl der neuen nationalen Beschimpfung erzitterte; kein Gedanke, der nicht auch in dieser Stunde dem gemeinsamen Schicksal mit ganzer Inbrunst zugewandt wäre. Die Universität Berlin, die wenige Jahre nach dem Zusammenbruch des alten Reiches „in deutschem Sinne" gegründet wurde, die sich wie ihre Schwesterhochschulen immer nur als ein Glied des Volkes gefühlt und den Dienst an der Wahrheit als einen Dienst am Vaterlande aufgefaßt hat, — die Universität Berlin vereinigt auch jetzt ihre Stimme mit den zahllosen Stimmen im Lande, die gegen Treubruch und Gewalt Protest erheben. Sie weiß sich durch ein unzerreißbares Band mit den Brüdern verbunden, die — sei es seit Jahren oder seit dem Unheil der letzten Tage — für uns leiden, indem sie Fremdherrschaft und Raub an deutschem Eigentum mit deutscher Treue und gefaßter Würde tragen. Sie gelobt ihnen, daß wir zu ihnen halten werden, bis zu dem letzten Atemzuge.

Und so weihen wir denn diese feierliche Stunde einem Fest der Treue. Der Name Versailles ist für uns doppeldeutig geworden. Aber was dort am 18. Januar 1871 in andächtiger Begeisterung geschaffen wurde, das ist für uns nicht Gegenstand historischen Gedenkens — es ist eine ewige Gegenwart, eine heilige und im Unglück doppelt heilige Gewißheit. Hineingemauert in die Fundamente des neuen deutschen Reiches ist der Geist derer, die für diesen Gedanken gelebt, gearbeitet, geopfert haben. Hineingemeißelt sind die Namen unserer Helden von den Tagen Steins und Scharnhorsts bis zu Wilhelm I., Bismarck, Moltke, und bis zu den Heerführern, den Kämpfern und den Toten des großen Krieges. — Wir aber leben in diesem Tempel deutscher Einheit, aus dem feindliche Siegeswillkür nach trügerischen Versprechungen gewaltsam einzelne Steine vorübergehend lockern konnte, mit dem unerschütterlichen Willen, zu halten, was wir haben, und der Verantwortung bewußt, daß die deutsche Zukunft unserer Treue anvertraut ist.

Wir haben mit dieser deutschen Treue in Jahren von unendlicher Schwere auch jenen zweiten Pakt gehalten, der sich an den Namen Versailles knüpft. Wir haben unser Schicksal mit heroischem Willen auf uns genommen und mit blutendem Herzen Verpflichtungen erfüllt, wie sie noch keinem Volke der Welt zugemutet wurden, weil Verpflichtungen uns heilig sind, auch wenn sie gegen uns gerichtet sind. Wir haben es getan, unverstanden von allen Völkern der Welt und ungehört, wenn wir von Recht und Möglichkeiten sprachen. Auch heute noch stehen wir allein dem unversöhnlichen Feind im Westen gegenüber — allein mit unserm Recht. Aber gelöst ist nun der Vertrag, der uns vor vier Jahren an Stelle der vierzehn Punkte Wilsons unter dem Namen des Versailler Friedens zum Unterzeichnen untergeschoben wurde. Wir

haben von vornherein seinen Gehalt an Wahrheit und Recht für zu schwach erkannt, um darauf einen neuen Zustand der Völker zu gründen. Trotzdem haben wir ihn gehalten. Ohne unsere Schuld wird jetzt Europa von neuem in das Meer der Ungewißheit hinausgestoßen. Und fast ist es den Franzosen gelungen, eine Saat von Haß in den Herzen einer Nation zu säen, die mehr als jede andere durch ihre ganze Geistesart zum Völkerhaß unfähig ist. Wir haben nie, auch 1914 nicht, etwas anderes gewollt, als was die Pflicht der Selbstachtung und das Recht der Selbstbestimmung auf heimatlich deutschem Boden uns vorschrieb. Die Gelüste des Eroberers haben wir so wenig gekannt, wie ein Tropfen von Chauvinismus in unserem Blute war. Deutschland hat sich, wie die meisten europäischen Völker schon früher, in der Epoche vor 1870 auf sein eigentümliches Wesen besonnen und sich auf deutschem Boden zu einer Staatsnation zusammengeschlossen. Jeder Eingriff in fremde Rechte, jede Begehrlichkeit nach fremder Erde hat ihm ferngelegen. Ja, vielleicht zeigt sich, wenn wir zurückblicken, daß dieser Zusammenschluß in viel höherem Sinne ein geistiger Vorgang und ein geistiges Sichfinden war, als andere Völker es nach der Art ihrer Schicksale je verstehen können.

Nur schwer gewinnt es der Redner des heutigen Tages über sich, den Blick von der stürmischen Not der Gegenwart hinwegzuwenden und die leidenschaftliche Bewegtheit seiner Hörer zu der betrachtenden Haltung der Wissenschaft umzustimmen. Aber nicht nur eine alte akademische Sitte will es so. Ein Volk in Not klammert sich an die unentreißbaren Besitztümer seiner Geschichte. Und indem wir den Kräften nachgehen, die uns stark gemacht haben, finden wir vielleicht mit ihnen verflochten auch d i e Umstände, die uns zeitweise versagen ließen.

In der Färbung, die das Nationalbewußtsein eines Volkes trägt, spiegelt sich zugleich sein Nationalcharakter. Die Deutschen haben es, im Gegensatz zu den Nationen romanischer Abkunft, niemals zu einem Chauvinismus gebracht. Der Chauvinismus gedeiht nur auf dem Boden einer rhetorischen Kultur; und Deutschland kennt keine rhetorische Kultur. Sein Nationalbewußtsein ist weder rein aus realpolitischer Wurzel, noch aus einem überhitzten Selbstgefühl des Volkes, sondern aus geistigen, ja teilweise schöngeistigen Zusammenhängen emporgewachsen. Zwei dieser Quellströme hat Friedrich Meineckes historische Kunst in einem berühmten Werk vor unser Auge gestellt. Der eine quillt aus dem historischen Bewußtsein, das um die Mitte des 18. Jahrhunderts erwachte und den Blick in die Urzeiten deutscher Vergangenheit, deutscher Volksfreiheit, deutscher Art und Kunst zurücklenkte. Justus Möser, Friedrich Karl von Moser, Herder, der Freiherr von Stein, die nichtspekulativen Romantiker und eine ganze Generation von Historikern haben uns diesen Weg geführt. Der andere Quellstrom entstammt geradezu der Metaphysik. Im Zusammenhang mit dem Kosmopolitismus der Aufklärung und den Nachwirkungen der großen Revolution hat die spekulative Ideenlehre nach 1800 versucht, den Sinn des Deutschtums als die höchste Erfüllung der Menschheitsidee selber zu begreifen. Dieser Typus des Nationalbewußtseins, wie er uns bei Fichte, Süvern, Fröbel und vielen anderen entgegentritt, ähnelt aufs Haar einem deutsch verstandenen Weltbürgertum und bezeichnet sich selbst gelegentlich als Neueuropäertum. Aber in der Mitte zwischen dem historischen Bewußtsein und der spekulativen Ideenlehre verläuft eine dritte, weniger beachtete Strömung. Sie geht aus dem Neuhumanismus hervor und entnimmt mit ihm das Muster eines vollendeten Volkstums v o n d e n G r i e c h e n, die manchen geradezu als das Urvolk oder als das Normalvolk erschienen. Die Frage, die Fichte in der 8. Rede an die deutsche Nation aufwarf: „Was ein Volk sei in der höheren Bedeutung des Wortes und was Vaterlandsliebe“, haben zahllose Deutsche vor ihm und nach ihm sich beantwortet, indem sie auf die Griechen als Vorbilder hinblickten. Bei ihnen fanden sie die schöne Geistigkeit, die der deutschen Wesensart verwandt ist: an ihnen lockte sie die Verbindung von hoher Eigenkultur des Individuums mit nationaler Volkskultur und freiem Staatsbewußtsein, wie sie gerade der Epoche des Liberalismus als Ideal vorschwebte: mit ihnen glaubten sie, nationale Vorzüge und Schwächen, aber auch entscheidende Volksschicksale gemeinsam zu haben. So haben uns die Griechen länger als ein Jahrhundert hindurch geholfen, eine Nation zu werden, indem sie uns im geistigen Sinne wie eine zeitlose Gegenwart begleiteten. Sie waren uns v o r den napoleonischen Kriegen Deuter unserer Sehnsucht; i n diesen Kriegen Gefährten unseres

Kampfes; in der Zeit der deutschen Einheitsbewegung Erzieher und Schicksalsgenossen; endlich nach der Begründung des neuen Reiches noch einmal Mahner zur Einkehr und ein Stachel zum geistigen Höherstreben. —

Schon in den Zeiten des Absolutismus beginnt diese lebenentzündende, schöpferische Geschichtsauffassung zu wirken. In Zürich sammelt der alte Bodmer um sich einen Kreis junger Männer, eine richtige „Jugendbewegung“, die sich selbst als die „Patrioten“ bezeichnen und der despotisch entarteten heimischen Republik ein neues Lebensideal entgegenstellen. Sie schöpfen es aus dem Spartanertum, freilich einem Spartanertum, das sie durch die Brille Plutarchs sehen als eine Zeit heroischer Einzelpersönlichkeiten von stoischer Lebenshaltung. In dieser Luft hat der junge Pestalozzi seine ethischen Ideale gebildet. Seine erste Schrift verherrlicht die todesmutige Vaterlandsliebe eines Spartanerkönigs, und es war nicht nur eine Stilübung, wenn er damals Teile der 3. Olynthischen Rede des Demosthenes übersetzte. Schon vorher aber hatte Thomas Abbt in den Landen Friedrichs des Großen bestritten, daß Vaterlandsliebe nur in Republiken gedeihen könne. Auch der Bürger der Monarchie könne und solle bereit sein, den Tod fürs Vaterland zu sterben. „Fühlen wir denn weniger, als die Mazedonier für ihren Alexander gefühlt haben?“ Und dieser preußische Alexander selbst, Friedrich der Große, schrieb am Ende seines Lebens „Briefe über die Vaterlandsliebe“, aus denen die hellseherische Klage über die politische Untätigkeit seines Volkes herausklingt. Unter vielen Zitaten aus Demosthenes steht da auch jene Stelle, die wie eine Prophezeiung auf Napoleon wirkt: „Man sagt, Athener, daß Philipp tot ist. Aber was liegt daran, ob er tot ist, oder lebt? Ich sage euch, Athener, ja ich sage es euch, daß ihr bald einen neuen Philipp heraufbeschwören werdet durch eure Nachlässigkeit, eure Gleichgültigkeit und durch die geringe Aufmerksamkeit, die ihr den wichtigsten Staatsgeschäften schenkt.“ — Wenn Lessing seinem Volke, noch ehe es eine Nation geworden war, eine Nationalbühne schenken wollte, so schwebte ihm bei dieser Befreiung vom Franzosentum unzweifelhaft Griechenlands tragische Kunst vor, die dem ganzen Volke gehörte.

Aber was ein Volk im geistigen Sinne sei, wie die eigentümliche Seele des Volkes auch seine großen Einzelpersönlichkeiten trage und durchdringe, das hat doch erst Herder den Deutschen zum Bewußtsein gebracht. Sein universales historisches Sensorium war offen für die Völker des Orients und des Okzidents, der alten, mittleren und neuen Zeit. Und doch verweilt er mit besonderer, verstehender Liebe bei den Griechen, den eigentlichen Vätern der Humanität. So viel sie von andern Völkern empfangen haben mögen, sie bleiben ihm ein „Originalvolk“, das zugleich alle seine Möglichkeiten voll ausgelebt hat, ein Volk, das in seinen besten Zeiten frei blieb von Despotismus, dessen Kleinstaaterei das Geheimnis seiner schönen Vielseitigkeit erklärt, das in seinen öffentlichen Spielen einen gemeinsamen nationalen Mittelpunkt besaß. Ihnen war Homer „ein Götterbote des Nationalruhms, ein Quell der vielseitigsten Nationalweisheit“. Noch mehr: er hat auch die neueren Völker Europas aus der Barbarei gezogen. Es ist bekannt, daß Herder in seiner Jugend weltbürgerlich genug von einem baltischen Reich unter dem Schutze der Kaiserin Katharina geträumt hatte. Aber als er seine Philosophie der Geschichte schrieb, sah er in den Griechen doch nicht nur die Kulturnation, sondern eine mit dem Geiste der Freiheit gesegnete Staatsnation, deren föderalistischer Staatenverein ihn gerade an Deutschlands politisches Schicksal erinnert haben mag. Und so verstand er auch den Geist jener Grabschrift von Thermopylae und konnte von ihr sagen: sie „bleibt allemal der Grundsatz der höchsten politischen Tugend, bei dem wir auch zwei Jahrtausende später nur zu bedauern haben, daß er zwar einst auf der Erde der Grundsatz weniger Spartaner . . . ., noch nie aber das Prinzipium für die reinen Gesetze der gesamten Menschheit hat werden mögen“.

Seit Herder blieb man dabei, die Griechen unter dem Gesichtspunkte einer Nation aufzufassen; allerdings einer Nation, deren Volksgeist gerade die Entstehung schöner, reich entfalteter Totalmenschen begünstigte. Wer kann verkennen, daß sich hier die Sehnsucht des modernen Geistes überall in die geschichtliche Auffassung des Griechentums hineinflocht: daß man sie gerade so ansah, wie man sie von der erreichten eigenen Stufe individueller Ausbildung sehen mußte? Es war die Epoche, in der die Weltanschauung des politischen Liberalismus reif wurde. Individualität der Nation und Individualität jedes einzelnen hängen für ihn notwendig zusammen. Ein aktives Nationalbewußtsein kann sich nur in reif und

mündig gewordenen Persönlichkeiten entfalten. Und es schien zunächst, als ob dies gemeinsame Reitwerden von Nation und Person gegen den Staat gerichtet sein müßte; mindestens gegen den absolutistischen Staat, zumal in der Ära Wöllner. So ist es kein Zufall, daß genau ein Jahr nach seiner berühmten Schrift über den Staat der junge W. v. Humboldt sich zurechtlegte, was die Griechen uns sein könnten, was sie für unsere Bildung sein sollten. Er sieht sie mit den Augen von Rousseau und Herder, von Heyne und F. A. Wolf. Er konstruiert sich das wirkende Element ihrer Geistesart mit den harten Begriffen Kants. Aber in den Vordergrund stellt auch er den Gedanken, daß der moderne Mensch sich nur an dem Studium einer Nation bilden könne, gleichsam durch das Mitleben der Biographie einer Nation. Was er später einmal gesagt hat: die Griechen seien von dem Drange beseelt gewesen, „das höchste Leben als Nation darzustellen", mag ihm schon damals vorgeschwebt haben. Und das Geheimnis dieser Nation beruht ihm darauf, daß sie bei aller Originalität ihres Grundcharakters doch für Vielseitigkeit des geistigen Lebens, für die schöne Mannigfaltigkeit und freie Regsamkeit der einzelnen Raum behalten habe. Deshalb preist auch er noch die Vielstaaterei als einen der griechischen Nation günstigen, ja beinahe als einen vorbildlichen Zug.

Weit kräftiger schon in das politische Problem hinein griff Schiller, der nächste Gefährte Humboldts auf der Bahn jener neuhumanistischen Ideale. Wer die konstruktive philosophische Sprache seiner „Briefe über die ästhetische Erziehung des Menschen" richtig zu deuten vermag, muß ergriffen sein von der prophetischen Wahrheit seiner einleitenden Behauptung, daß der Weg vom „Notstaat" zum „Vernunftstaat", und das heißt: vom Absolutismus zum Nationalstaat, nur über die ästhetische Persönlichkeitskultur führe. Die Deutschen wenigstens sind durch Charakter und Schicksal diesen Weg geleitet worden. Erst mußten sie in Schiller und Goethe, in den Romantikern und den Freiheitssängern bis zu Uhland hin die geistige Einheit gefunden haben, ehe sie sich in diesem neuen Geist zum neuen Reich zusammenschließen konnten. Goethe und Schiller aber sind, was sie geworden sind, nicht ohne die Hilfe der Griechen geworden. Man hat dieses ihr Weltbürgertum, ihre neuhumanistische Humanität, oft genug beklagt. Sollte aber dieser Reifungsprozeß nicht auf tiefer geistesgeschichtlicher Notwendigkeit beruhen? Schiller jedenfalls, der mit Humboldt gemeinsam die Geschichtsphilosophie des Neuhumanismus, das Zukunftsideal einer Synthese von antikem und deutschem Geist schuf, empfand diese fast harte Notwendigkeit in aller Klarheit: „Eine wohltätige Gottheit reiße den Säugling beizeiten von seiner Mutter Brust, nähre ihn mit der Milch eines bessern Alters und lasse ihn unter fernem griechischen Himmel zur Mündigkeit reifen!"

Es sind die begeisterten Tage, in denen die Zukunftssehnsucht nach dem Deutschtum mit der rückwärtsgewandten Griechensehnsucht geradezu verschmolz. Deutschheit, Griechheit und Menschheit erschienen als eine große Identität. Aber der Historiker muß fühlen, wie der Grundton in diesem Akkord doch eben die Deutschheit ist. Sonst wäre das alles wie ein unbegreiflicher geistiger Landesverrat. Man sah damals alles Beste und Höchste, dessen man das Deutschtum fähig glaubte, im Spiegel des Griechentums. So auch im Tübinger Stift. Die drei Freunde Hegel, Schelling, Hölderlin, von denen der erste Deutschlands größter politischer Denker werden sollte, haben sich alle drei mit dieser Milch eines besseren Alters genährt. Bei Hölderlin scheint diese Weltanschauung die Gestalt einer bloß ästhetischen Sehnsucht anzunehmen.*) Aber es war mehr. Es war Sehnsucht nach einem echten Deutschtum, Sehnsucht nach einem Vaterland, was aus den Hymnen des heimatlosen Sängers herausklang. Die griechischen Freiheitskämpfe, in die er seinen Roman verlegt, sind Vorklänge der deutschen Freiheitskämpfe. Und sie sind zu verstehen als geistige Kämpfe um den inneren Gehalt einer wahrhaften deutschen Kultur, die den künftigen deutschen Staat erst tragen könnte. Gewiß hat dieser Traum von einer „Theokratie der Schönheit" etwas Überzartes, etwas der politischen Wirklichkeit sehr Fernes. Um so tiefer aber klingt, und gerade durch die schärfsten Angriffe auf die zeitgenössischen Deutschen, ein glühender Patriotismus hindurch:

„Schöpferischer, o wann, Genius unseres Volks,
Wann erscheinest du ganz, Seele des Vaterlands?"

*) Im folgenden sind einige Gedanken aus meinem Aufsatz „Hölderlin und das deutsche Nationalbewußtsein" (Neue Jahrbücher für Philologie und Pädagogik, Bd. 44) wiederholt.

Er denkt sich dieses Erscheinen als eine chiliastische Wiederkehr griechischen Schönheitsgeistes und zugleich, wie Schiller, als eine ästhetische Propädeutik auf den liberalen Humanitätsstaat. Er ahnt jene olympischen Feste für Deutschland voraus, wie sie heute, in seinem Geist und im griechischen Geist, unsere Jugendbewegung zu verwirklichen beginnt:

„Dann, dann, o ihr Freuden Athens! ihr Taten in Sparta!
Köstliche Frühlingszeit im Griechenlande, wenn unser
Herbst kömmt, wenn ihr, gereift, ihr Geister alle der Vorwelt!
Wiederkehret, und siehe, des Jahres Vollendung ist nahe!
Dann erhalte das Fest auch euch, vergangene Tage!
Hin nach Hellas schaue das Volk, und weinend und dankend
Sänftige sich in Erinnerungen der stolze Triumphtag."

Aber es blieb nicht bei diesen Stimmen der Sehnsucht. Seit dem Beginn des neuen Jahrhunderts umspannte Napoleons Faust mit immer fühlbarerem Druck das schon längst gelockerte Gefüge der deutschen Staaten. Damals begann Friedrich Jacobs in Gotha, voll düsterer Ahnungen, die Reden des Demosthenes mit einem Verständnis zu lesen, das er den realpolitischen Eindrücken seiner Zeit verdankte. Immer deutlicher glaubte er in dem mazedonischen Philipp das Vorbild des korsischen Eroberers zu sehen. So gab er im Jahre 1805 die „Staatsreden des Demosthenes" in deutscher Übersetzung mit historischen Einleitungen heraus, begrüßt von dem Beifall Christian Gottlob Heynes. Fast gleichzeitig und in gleicher Absicht ließ Niebuhr eine Übersetzung der ersten Philippischen Rede erscheinen, die er dem Kaiser Alexander von Rußland mit einem mahnenden Aufruf widmete. Schon dies waren Reden, an die deutsche Nation gerichtet, noch ehe die Katastrophe von Jena und Tilsit Fichte dazu erweckte, seinen Glauben an die geistige Weltmission des Deutschtums zu verkünden.

In demselben Winter 1807/8, in dem Fichte in Berlin seine von beinahe mystischer Glut erfüllten Reden hielt, bohrte sich in dem schicksalreichen, ewigen Rom der Zusammenbruch des preußischen Staates auch in die Seele W. v. Humboldts. Gewiß, er nahm auch in diesen Stunden zu den Tröstungen der Griechen seine Zuflucht. Aber er suchte nun einen Standpunkt zu gewinnen, der die neue und die alte Zeit zugleich zu überblicken gestattete. So begann er eine „Geschichte des Verfalls und Untergangs der griechischen Freistaaten", gleich als ob er sich mit dem Gefühle trösten wollte: „Auch Patroklos mußte sterben und war mehr als du!" Nicht auf den preußischen Staat, wohl aber auf seinen eigenen ästhetischen Liberalismus paßte es, wenn er den Untergang der griechischen Staaten darauf zurückführte, daß der Grieche eine zu edle, zarte, freie und humane Natur besessen habe, um in seiner Zeit „eine, damals die Individualität notwendig beschränkende politische Verfassung" zu gründen. Man weiß nicht, ob man mehr an die Griechen oder an Preußen nach Jena oder an unsere heutige Lage denken soll, wenn man in jenem Fragment die Worte liest: „Es ist immer nur eigne, nie der Umstände Schuld, wenn eine Nation, auch besiegt, ihrem Sieger nicht Achtung und sogar Ehrfurcht einzuflößen versteht." So viel aber ist gewiß, daß ihm damals noch klarer wurde, was ihm schon 1798 in Paris aufgegangen war: sein unlösbares Verwachsensein mit dem Deutschtum: all' diese Wandlungen in ihm haben die Griechen begleitet bis zu jenem schlichten brieflichen Wort an die Gattin aus dem Jahre 1810: „Es gibt doch nie ein Vaterland, dem man lieber angehören möchte als Deutschland." Er selbst aber fand in diesem seinem Werdeprozeß nicht nur ein persönliches, sondern ein den Deutschen vorgezeichnetes Schicksal. Deshalb schrieb er schon in jenem römischen Winter: „Die Deutschen besitzen das unstreitige Verdienst, die griechische Bildung zuerst treu aufgefaßt und tief gefühlt zu haben....... Deutsche knüpft daher seitdem ein ungleich festeres und engeres Band an die Griechen als an irgend eine andere, auch bei weitem näher liegende Zeit oder Nation."

Die innere Welt Humboldts und Fichtes Geistesart sind so verschieden, wie es bei gleichen Zeitschicksalen und verwandtem Stoff des Erlebens und Gestaltens nur denkbar ist. Was Fichte den Griechen verdankt, ist gesagt, wenn man ihn einen Portenser nennt. Man hat auch in seinen „Reden" Spartanertum

finden wollen, obwohl er selbst seinen Patriotismus gelegentlich als einen Attizismus bezeichnet hatte, u man hat ihren Geist mit Platos Politeia verglichen, mit der ihn allerdings nicht nur der harte Staatsgedanke verbindet, sondern auch der Glaube, daß im Zeitalter der „Vernunftkunst“ das ganze Leben aus der göttlichen Idee und aus einer gotterfüllten Philosophie gestaltet werden würde. Aber wir wollen nicht bei entfernten Verwandtschaften stehen bleiben. Genug, daß an ihm eine ganze Generation von Erziehern ihr Leben entzündete, für die Nationalerziehung und Erziehung am Griechentum zu einer untrennbaren Einheit verschmolz. Das gilt von Süvern, der sich für seinen klassischen Unterrichtsgesetzentwurf auf Lykurg berief und mit diesem preußischen Werk ein Vorbild für ganz Deutschland schaffen wollte. Es gilt von der Cauerschen Erziehungsanstalt in Berlin, deren Fichtisch-hellenischen Geist der Jurist Eberty in den „Erinnerungen eines alten Berliners“ geschildert hat. Es gilt vor allem von den Philologen und Gymnasialdirektoren Jachmann und Passow in Westpreußen, die im Jahre 1812 ein „Archiv deutscher Nationalbildung“, mit Fichtes Bildnis geschmückt, herausgaben. Hier vollendet sich die vergessene, umfangreiche Literatur über Nationalerziehung aus dem 18. Jahrhundert, die mit der utilitarischen Bildung des Bürgers für den absoluten Staat begonnen hatte. Erziehung zum reinen Menschentum im Staate der Humanität ist nun die Losung. Schon denkt man an die Verwertung deutscher historischer Geistesschätze für die sich bildende deutsche Nationalschule. Aber noch immer bleibt „die höhere Geisteskultur“ der Griechen der letzte Menschheitspol, an dem man sich orientiert, um das Ideal einer vollkommenen Nation zu erreichen.

In den gleichen geistigen Zusammenhang haben wir neben E. M. Arndt endlich auch Ludwig Jahn einzuordnen. Sein Ideal vom deutschen Volkstum verleugnet trotz allem Teutonismus den teilweisen Ursprung aus griechisch-menschheitlichem Geiste nicht. „Welches Volkstum, so fragt er, steht am höchsten, hat sich am meisten der Menschheit genähert? — Kein anderes, als was den heiligen Begriff der Menschheit in sich aufgenommen hat, wie weiland volkstümlich die Griechen und noch bis jetzt weltbürgerlich die Deutschen, der Menschheit heilige Völker.“ Schon dieses eine Wort weist darauf hin, daß auch die Turnbewegung, der Griechenfreunde wie Passow und Thiersch begeistert zustimmten, nicht ohne Zusammenhang mit griechischen Vorbildern entstanden sein wird.

Wir haben bisher nur von Preußen gesprochen. Noch deutlicher liegen die Verhältnisse für Süddeutschland, besonders für Bayern. Der deutsche Gedanke ist in dem Rheinbundstaate durch alle napoleonischen Versuchungen hindurch von niemandem so energisch gefördert worden, wie von den Trägern der neuhumanistischen Griechenbegeisterung, die Max Joseph aus dem Norden berufen hatte. Vielleicht erfolgte diese Kolonisation vom Norden her wie die ganze Aufklärungspolitik des Ministeriums Montgelas allzu plötzlich und allzu schonungslos gegenüber der alten Stammesart, die in sich deutsch war auch ohne die neue Bildung. Vielleicht ist diese Invasion im bayerischen Volke heut noch nicht ganz vergessen. Die Gelehrten, die der König an die Akademie und das Lyzeum München berief, F. H. Jacobi, Friedrich Jacobs, Friedrich Thiersch u. a., mußten wie ausländische Eindringlinge wirken. Sie waren Fremde in ihrer dreifachen Eigenschaft als Norddeutsche, als Humanisten und als Protestanten. Um ihres Protestantismus willen wurden auch die Württemberger Schelling und Niethammer beinahe mit zu den Norddeutschen gerechnet. Die meisten von ihnen begünstigten die Beziehungen zu Oesterreich und strebten von dem verhängnisvollen Bündnis mit Napoleon los. Sie empfanden deutsch in demselben Maße, wie sie für die Griechen empfanden. Der hervorragende Philolog F. Jacobs, den ich schon zu nennen Anlaß hatte, der Lehrer des Kronprinzen Ludwig, der als König das gesamte Stadtbild seiner Hauptstadt hellenisierte, eröffnete seine Wirksamkeit an der Münchener Akademie 1808 mit einer beziehungsreichen Rede „Über die Erziehung der Hellenen zur Sittlichkeit“, in der er ausführte, wie die Staaten der Griechen auf Religion und Tugend gebaut und ihre Seele mit dem Bilde der Gerechtigkeit angefüllt gewesen sei: „Was in dem Altertume gedieh, so schloß er, kann auch noch jetzt in einzelnen Erscheinungen wirklich werden; und was in Griechenland von dem Gemeinwesen ausging, kann in den Staaten des neueren Europa auf das Gemeinwesen übergehen.“ Nicht ohne Recht hat man Friedrich Jacobs den Namen des süddeutschen Fichte zugebilligt.

Er hat München schon 1810 wieder mit seiner Heimat Gotha vertauscht. So blieb der eigentliche Träger der nationalen und humanistischen Bewegung in Bayern Friedrich Thiersch, der Schüler Gottfried Hermanns, der sich früh mit dem Geiste Schillers erfüllt hatte. Schon in Leipzig und dann in Göttingen unter der Fremdherrschaft Jérômes hatte er gelernt, deutsch statt sächsisch oder hannoverisch zu empfinden. Aber als er 1809 nach München berufen wurde, da wurde ihm der Gegensatz süddeutsch zu norddeutsch von den Einheimischen wie etwas grundsätzlich Trennendes entgegengestellt. Er veröffentlichte noch im gleichen Jahre ohne seinen Namen ein Schriftchen: „Betrachtungen über die angenommenen Unterschiede zwischen Nord- und Süddeutschland“, in dem er u. a. der Erwartung Ausdruck gab, man werde wohl nächstens neben der Süddeutschheit und Norddeutschheit auch noch eine Ostdeutschheit und Westdeutschheit entdecken. Zur Versöhnung konnte diese Schrift, in der viel Luthertum durchklingt, in der Fichte „der schärfste Denker und der tiefste Mensch“ genannt wird, nichts beitragen. Vielmehr erhitzten sich die Leidenschaften so, daß Thiersch Anfang 1811 der Gegenstand eines Mordversuches wurde, ein Beweis, wie sehr man damals in München den Zusammenhang von Politik und Philologie empfand. Friedrich Thiersch, der seit früher Jugend wie Hölderlin und Arndt für das Freiheitsringen der Neugriechen die leidenschaftlichste Begeisterung hegte, kann für den Freiheitshelden Andreas Hofer nicht ohne Teilnahme geblieben sein. Jedenfalls, als Bayern sich endlich Ende 1813 von Napoleon losgelöst hatte, wirkte Thiersch für die Bildung von zwei freiwilligen Studentenkorps in München und manövrierte und exerzierte mit ihnen auf dem Marsfelde, ganz wie es Fichte in Berlin getan hatte. Seinem lebhaften Wunsch aber, den „Kreuzzug“ selbst mitzumachen, stellte sich der Kronprinz entgegen. Anfang 1814 konnte er sich, wie er an einen Freund schreibt, mit reinster Seligkeit „in dem geliebten, befreiten Vaterlande“ fühlen. Zu der Reparationskommission, die die geraubten deutschen Kunstwerke zurückholen sollte, nach Paris entsandt, traf er nicht nur mit W. v. Humboldt, sondern auch mit Jahn zusammen. Ihm hat er noch 1820 als dem Erneuerer der Turnkunst, als einem Freunde in der deutschen Sache, seine Übersetzung des Pindar gewidmet. Freiheit war das Element seines Lebens. Mit Begeisterung hat er die Einführung der Verfassung in Bayern begrüßt, und es hat ihn schon 1819 bekümmert, daß diese Sonne nur über Bayern strahlen sollte, während der Norden in seiner Verdüsterung bliebe. Er selbst bezeichnete sich als einen Konstitutionellen und Liberalen. Diesem Standpunkte treu, hat er noch 1848 als Rektor der Universität seine Hochschule durch das schwierige Jahr hindurchgesteuert. Wie sehr aber alle Freiheitsgedanken in ihm mit dem griechischen Ideal verwachsen waren, beweist der leidenschaftliche Anteil, den er zeitlebens den Neugriechen bewiesen hat. Sie waren ihm das „noch in seinen Trümmern ehrwürdigste der Völker“. 1821 rief er zur Errichtung einer deutschen Legion für Griechenland auf; 10 Jahre später betrat er selbst den heiligen Boden Athens und konnte, von seinem ebenso deutsch wie philhellenisch empfindenden Könige Ludwig I. unterstützt, selbst an den politischen Angelegenheiten des Landes mitwirken, bis endlich 1835 in Otto I. ein bayerischer Prinz den griechischen Königsthron bestieg und die Freiheit der Nation befestigte.

Wir sind vorausgeeilt. Auch in Deutschland vollzogen sich in den Jahrzehnten, die auf die Niederwerfung Napoleons folgten, die geistigen Kämpfe um die Einheit der Nation. Es ist noch nicht genug beachtet, wie die Griechen, nicht als Schatten, sondern als Lichtgestalten, fast jeden Schritt dieser Bewegung begleitet haben. Waren doch die Männer, die bis über die Paulskirche hinaus im geistigen Sinne, in einem höchsten kulturellen Sinne das Werk Bismarcks vorbereitet haben, sämtlich durch das neuhumanistische Gymnasium hindurchgegangen und hatten dort von den antiken Freistaaten, von Marathon, von Thermopylae, von den Festen der Wagen und Gesänge nicht bloß „gehört“. Die Fülle dieser Beziehungen läßt sich in dem hier gespannten Rahmen nicht erschöpfen. Wir empfinden heut, daß das Problem der deutschen Einheit, gerade unter dem Einfluß dieser griechischen Vorbilder, vielleicht zu sehr als etwas angesehen wurde, das sich nur im Reiche der Ideen, mit der Kraft des bloßen Geistes der Humanität erreichen ließe. Nur Hegel hat jederzeit gewußt, daß dem Griechen über der Idee seines Vaterlandes als dem Höheren und Unsichtbaren, für das er arbeitete, seine Individualität völlig verschwand.

Aus seiner Schule gingen Männer hervor, die Plato und Aristoteles als Verkünder einer ausgesprochenen Staatserziehung ins Gedächtnis riefen, ja den letzteren geradezu in diesem Sinne umfärbten. Es müßte aber auch an die deutschen Historiker erinnert werden. Der junge Leopold von Ranke schloß die Rede, mit der er seine Lehrtätigkeit am Frankfurter Gymnasium 1818 eröffnete, mit den Worten: „Und so fassen wir denn dieselben Elemente der Erziehung auf wie die Alten: wir haben dasselbe Ideal im Wesentlichen wie sie: nur wir von dem deutschen Mann, wie sie von dem Athener, Sparter und Römer, und darin sind wir verschieden. . . . . . Sie bildeten's im Leben aus: wir zuerst durch das Studium der Alten, zu zweit durch das Studium der Geschichte.“ — Aber man sah jetzt die Geschichte der Alten mit neuen Augen. Die österreichisch-preußische Rivalität in Deutschland lenkte das Interesse auf das Hegemonieproblem in Griechenland. Und es erklangen auch schon entschiedener realpolitische Töne. Johann Gustav Droysen, der Übersetzer des Äschylos und seiner Persertragödie, der später die Geschichte der Freiheitskriege und die Geschichte der preußischen Politik schrieb, der selbst in die Paulskirche gewählt wurde, ließ 1833 die „Geschichte Alexanders des Großen“ erscheinen. Hier vollzieht sich eine charakteristische Umwertung der Gestalt des Demosthenes. Das hellere Licht fällt nun auf Alexander den Großen, der für die Griechen ein Zwingherr zur Einheit wurde, wie Fichte in seinem politischen Vermächtnis einen „Zwingherrn zur Deutschheit“ vorausgesagt hatte. Der Boden bereitet sich vor, auf dem ein Bismarck wirken konnte. Auch dies wollen wir nicht vergessen, daß die germanische Philologie und damit die wissenschaftliche Wiederbelebung unserer geistigen Volksgüter unmittelbar aus der klassischen Philologie herauswuchs, ja geraume Zeit in Personalunion mit ihr verbunden blieb. Aber ich greife aus der Fülle politisch gerichteter Philologen, unter denen besonders Hermann Köchly 1848 eine wichtige Rolle gespielt hat, nur noch den einen heraus, dessen wir in diesem Hause zu gedenken besonderen Anlaß haben: August Böckh. Er hat als ständiger Festredner der Universität 50 Jahre lang — von 1812 bis 1862 — die schwankenden Erscheinungen der Zeit „befestiget mit dauernden Gedanken“. Diese Reden sind auch da, wo sie dem philologischen Hauptgebiete Böckhs angehören, in hervorragendem Maße politische Reden. Die erste, noch in der Zeit der französischen Besetzung am 3. August 1812 gehalten, gilt dem Thema: „De Sparta et Athenis, rebuspublicis inter Graecas clarissimis.“ Der Redner zweifelt nicht, daß seine Zeit weniger der Disziplin Spartas als der liberalitas Athenarum zu folgen habe. Er feiert den großen König, mit dem sich Platos Forderung erfüllt habe, daß die Philosophen den Thron besteigen sollten; er findet aber in der Irreligiosität jener Epoche die Ursachen des preußischen Zusammenbruchs. Auch Böckh ist zeit seines Lebens ein Liberaler gewesen, wie Thiersch, und Anhänger jener gemischten Verfassung, von der Solger in seiner Universitätsrede von 1815 fälschlich gesagt hatte, daß sie den Alten nicht einmal in den Sinn gekommen sei. Aber Böckh machte einen scharfen Unterschied zwischen einer freien monarchischen Verfassung und der Demokratie. Mit dem Herannahen des Jahres 1848 beginnen die politischen Wellen des Jahrhunderts kräftiger zu schlagen. Schon 1847 sprach Böckh: „De reipublicae motu“ und hatte dabei vornehmlich die inneren Bewegungen im Auge. Ein Jahr später, nach dem Sturm, wies er darauf hin, daß nur das Altertum — als ein heller Spiegel der Selbsterkenntnis — uns über Demokratie und ihre Folgen Belehrung geben könne, die Lehren vieler Jahrhunderte. Und wieder ein Jahr später, als Friedrich Wilhelm IV. die deutsche Kaiserkrone abgelehnt hatte, hielt er die bedeutsame Rede über die Einheit der preußischen Monarchie und über die Einheit Deutschlands. Die deutschen Universitäten dürften nicht verstummen, wenn vom deutschen Vaterlande die Rede sei. Unvermeidlich lenken sich seine Blicke auf Hellas, auf den verzehrenden Dualismus zwischen Athen und Sparta, von denen doch Athen ganz wie Preußen der gemeinsamen Sache der Gesamtnation die größten, heiligsten Opfer gebracht habe. „Mögen die Lehren der Geschichte endlich einmal nicht überhört werden!“ — „Ohne Einheit keine Macht!“ — Er blickt auch zurück auf den Gegensatz zwischen Süden und Norden, den man in napoleonischer Zeit konstruiert habe, und er legt das Bekenntnis ab, das wir von der gleichen Stelle aus 74 Jahre später wiederholen wollen: „So sind wir Preußen mit ganzer Seele: aber wir wollen nicht aufhören, Deutsche zu sein und alles dasjenige zu beklagen, was der Zwietracht des gemeinsamen Vaterlandes Nahrungsstoffe gibt, einer Zwietracht, welche leider ein ebenso alter Schimpf des

germanischen Namens ist, als sein Gedächtnis zurückreicht, und sich fast durch alle Jahrhunderte bis in unsere Tage hinabzieht.“ —

August Böckh hat noch den Regierungsantritt desjenigen preußischen Königs, der den deutschen Kaiserthron besteigen sollte, festlich begrüßt. Er hat in seiner letzten Rede — kurz vor Fichtes 100. Geburtstag — das Gedächtnis Fichtes als das des deutschen Plato gefeiert. Er hat die Morgenröte des kommenden neuen Reiches als Greis noch mit ihren ersten Strahlen emporsteigen sehen. —

Die Hoffnung der Väter wurde vollendet. Das Reich wurde Wirklichkeit. —

Man hat in den letzten Jahren wieder und wieder gesagt, es sei zu sehr das Werk des einen, überragenden Mannes gewesen. Die Nation als Ganzes habe zu wenig aktiven Anteil daran genommen; ja sie sei niemals mit ihrem ganzen Leben in die neue Form hineingewachsen. Soll dies heißen, daß der Reichsgedanke geistig und kulturell nicht vorbereitet gewesen sei, so widerlegen neben Meineckes Buch die Tatsachen allein, die wir heut an uns vorüberziehen ließen, diese Behauptung. Soll es aber heißen: man habe nun alles für fertig gehalten und sich zu früh dem Gefühle der Sicherheit, einer lässigen Selbstsicherheit und Selbstgenugsamkeit hingegeben, so gilt dies wohl von manchen Kreisen und in mancher Hinsicht. Die Toten des großen Krieges, um die wir klagen, um die vor allem die deutschen Universitäten klagen, sie haben für den Bestand des Reiches eingesetzt, was der Mensch für eine Idee einzusetzen hat. Wir Lebenden aber wollen nicht von dem reden, was wir geopfert und geleistet haben, sondern von dem, was noch zu leisten ist. Wir wollen uns erinnern, daß das Deutschtum, eben weil es eine Idee ist, nur als ein ewiges Werden, nur als ein Wurf nach unserer höchsten Höhe aufgefaßt werden kann. So verstehe ich jenen ringenden Denker, Dichter, Propheten, der selbst brennend gern in den Krieg von 1870 mitgezogen wäre, der aber dann in tiefer Enttäuschung über das deutsche Geschlecht nach 1870 gegen sein eigenes Volk die bittersten Anklagen gerichtet hat: Friedrich Nietzsche. Auch er konnte schreiben: „Wir Philologen“: auch er hatte an den Griechen das höchste Ideal von Menschentum erschaut, wie vor ihm der vaterlandlose Sänger Hölderlin. Und so stiegen die Griechen nach 1870 in seinem Geiste noch einmal aus der Vergangenheit empor, diesmal als Mahner zur Einkehr, ja als Ankläger derer, die ihnen Nachfolge gelobt hatten und ihrer so wenig würdig zu sein schienen. Wieviel Nietzsche aus den eigensten Tiefen der deutschen Seele in die Griechen hineingesehen hat, wenn er sie, im steten Kampf mit der asiatischen Gefahr in ihnen, aus der metaphysischen Leidenschaftlichkeit des Ungeformten, des Dionysischen emporringen ließ bis zu den edlen gefestigten Maßen und Schauungen des Apollinischen, das mag in anderem Zusammenhang ausgemacht werden. Genug — seine Sehnsucht nach einer echten Kultur kleidete sich in eine unausschöpfliche Sehnsucht nach Griechenland. „Die Griechen lernten allmählich das Chaos in sich organisieren, dadurch, daß sie sich auf sich selbst, d. h. auf ihre echten Bedürfnisse zurückbesannen und die Scheinbedürfnisse absterben ließen. — . . . Dies ist ein Gleichnis für jeden einzelnen von uns: er muß das Chaos in sich organisieren, dadurch, daß er sich auf seine echten Bedürfnisse zurückbesinnt.“ Nietzsche wußte, daß es in jedem erst spät zu dämmern beginnt, was wir an den Griechen haben können. Er, der in einer beispiellosen Höllenfahrt der Selbsterkenntnis sich dazu zwang, Partei zu nehmen gegen sich und für alles, was gerade ihm wehetat und hart fiel, er sprach unter jenem „Menschlichen — Allzumenschlichen“ auch das scharfe Wort „Gut deutsch sein heißt sich entdeutschen“. Ja, er glaubte, Fichtes und F. A. Wolfs Neueuropäertum auf die Spitze treiben zu können. Aber die Lösung dieses Rätsels steht im „Willen zur Macht“: „Die Deutschen sind noch nichts, aber sie werden etwas.“ Er stellte diesen Gedanken unter die neue Tafel des Hammerwortes: „Oh meine Brüder, werdet hart!“ Und vielleicht dürfen wir bald den Sinn der Schlußworte aus der „Geburt der Tragödie“ uns, den Deutschen, aneignen: Er läßt dort einen Fremdling über die Griechen bewundernd sagen: „Seliges Volk der Hellenen! Wie groß muß unter euch Dionysus sein, wenn der delische Gott solche Zauber für nötig hält, um euren dithyrambischen Wahnsinn zu heilen.“ — Einem so Gestimmten läßt er einen greisen Athener, mit dem erhabenen Auge des Äschylus zu ihm aufblickend, entgegnen: „Sage aber auch dies, du wunderlicher Fremdling: „Wieviel mußte dieses Volk leiden, um so schön werden zu können!“ —

Ja, wir sind durch die Schule des Leidens hindurchgegangen. Aber selbst in diesen bisher dunkelsten Tagen unserer Geschichte klagen wir das Leiden nicht an. Wie Nietzsche in sich den verneinenden Pessimismus überwunden hat in einem heroischen Lebenswillen, den nur völliges Unverständnis oder Übelwollen der Ausländer als politischen Imperialismus hat auslegen können, so wollen wir auch als Volk aus diesem Leiden neue Kräfte emporsteigen lassen. Selbst das Schicksal der Armut, das nicht zuletzt unsere Wissenschaft und unsere Studenten trifft, kann uns in einem tiefer menschlichen Sinne zum Segen werden, wenn es in rechtem Geiste getragen wird. Man hat in der Gestalt Fausts das vollkommenste Sinnbild des deutschen Menschen gefunden. Von Läuterung zu Läuterung, in ewigem Suchen und Streben, steigt er empor bis zur Erlösung durch die Tat. Dieses faustische Ringen kann uns Sinnbild und Trost auch in unseren nationalen Schicksalen bedeuten. Auch als Nation sind wir die ewig Werdenden, die, von Klippe zu Klippe geworfen, doch immer wieder emporringen zum Licht und zur inneren Einheit. Wir haben uns in den Jahren seit dem Krieg suchen müssen, wie nur je ein Volk sich gesucht hat. Aber schon lange kündigt uns ein Streif von Morgenröte an, daß wir uns finden werden. Seit zwei Jahrzehnten zieht ein neues Ahnen durch die Brust unserer Jünglinge, und es formen sich bei uns Ideale des Lebens, die, wie einst Hellas, der ganzen Welt einen neuen Reichtum schenken werden. Die Bewegung unserer Jugend ist eine Aufwärtsbewegung, würdig des edlen Volkes, das wir uns in der Epoche unseres staatlichen Werdens zum Vorbild genommen haben.

Laßt uns aber auch von den Schwächen unseres Vorbildes Mahnung und Lehre ziehen. Je reicher ein Volk an geistiger Lebensregung und -bewegung, um so größer die Gefahr, daß Stämme und Stände sich auseinander leben und mehr ihr Trennendes als ihr unverlierbar Einigendes betonen. Diese Gefahr, so dürfen wir in der gegenwärtigen Stunde bekennen, ist für uns überwunden. Fester als je stehen Nord und Süd, stehen alle Volkskreise in einem großen Gefühl zusammen. Möge es nicht ein Gefühl bleiben! Denn auch daran mahnt uns das Schicksal von Hellas, den gemeinsamen Staat als die schützende Hülle des Volkslebens zu erkennen und nicht in der bloßen Sphäre der Ideen zu verharren. Idealismus besteht nicht darin, die Ideale immer höher und luftiger zu greifen, sondern sie immer fester in die Wirklichkeit hineinzubilden. So ist der Staat der zur Wirklichkeit gewordene echte Wertgehalt des Volkes, der als ein Wirkendes in jedem von uns leben und wachsen soll. Unsre zurückschauenden Blicke richten sich deshalb nicht nur auf Hellas, sondern auch auf das alte Preußen. Was an seinem Geiste echt und gesund ist — die Gedanken von Pflicht und Ordnung — hat längst aufgehört, das Vorrecht eines deutschen Einzelstaates zu sein. Wir sind Bewunderer der attischen Grazie und Schönheit. Aber das Spartanische in uns wird lebendig, wenn man uns den Lebensraum nicht gönnen will, den wir nach menschlichem und göttlichem Rechte verlangen dürfen. Beides ist Geist, Athen und Sparta. Und wenn auch die Gerechtigkeit der Weltgeschichte ihren Gang in größeren Zeitmaßen geht, als es menschlicher Ungeduld erwünscht sein mag, so wissen wir doch, daß es die geistigen Kräfte sind, die der Menschenwelt allein auf die Dauer das Gepräge geben. Kohlengruben und Provinzen kann man uns nehmen. Wahrheit und Recht aber haben gewaltigere Mächte hinter sich als Bataillone und Bajonette. Diese Mächte sind unsere Bundesgenossen für die Zukunft. Deshalb „läßt uns nicht zittern Pallas Athene". Aus dem tragischen Dunkel des heutigen Tages leuchten schon die Sterne, die ihr Licht empfangen von der nahenden Sonne der deutschen Zukunft. Und so sei es denn wiederholt: Wir sind noch Werdende. Wir haben noch Stufen über uns. Die höchste und größte Stunde des Deutschtums ist noch nicht vorüber, sie liegt noch vor uns. — In diesem Glauben reichen wir uns die Hände und geloben uns:

Deutschland unsre Hoffnung!
Deutschland unser Wille!
Deutschland unsre Gewißheit!

Ansprache des Sprechers der Studentenschaft cand. phil. et iur. Gerhard Hoefs.

Magnifizenz!
Hochverehrte Herren Professoren!
Hochverehrte Gäste!
Liebe Kommilitonen!

Das Schicksal ist in den Novembertagen 1918 in seiner dunkelsten Gestalt über uns hereingebrochen. Das Diktat von Versailles hat uns der Freiheit beraubt — der Knechtschaft überliefert. Loki war wieder einmal am Werk gewesen; und so mußte Balder von der Hand seines eigenen, blinden Bruders Höder gefällt werden. Der 9. November hat uns nicht den heißersehnten Frieden gebracht, sondern er leitete nur den 2. Abschnitt des Weltkrieges ein, die Zeit der Erfüllungsversuche und der Schmach. Mit dem neuen Jahr sind wir in den dritten Abschnitt desselben getreten, denn das deutsche Volk ist sich seiner selbst und seiner Ehre wieder bewußt geworden, und der nationale Wille, frei zu werden beherrscht das Herz eines jeden wahrhaft deutschen Patrioten.

Der 9. November zog einen Strich unter die Bilanz einer nach außen glänzenden, aber innerlich zermürbten Epoche. Das alte, mächtige Reich, das unsere Väter mit Blut und Eisen 1870/71 geschmiedet hatten, — es war zusammengebrochen, und mit ihm waren Treue, Wahrheitsliebe, Sitte und Recht vielfach verloren gegangen. Es kam die kurze Epoche, wo unsaubere Elemente sich vorübergehend der Macht bemächtigen konnten, und der Name „Schieber" bei vielen einen gewissen „ehrenvollen" Klang bekam. Jedoch der gesunde Sinn im deutschen Volke zeigte sich da zum ersten Male wieder, indem es den Kampf gegen diese Schmarotzer und Parasiten am deutschen Volkskörper aufnahm.

Früh erkannten die edlen und vernünftigen Elemente unter uns die Krankheit, die das deutsche Volk zu verzehren drohte. Es war die innere Zwietracht und das Schwinden jeglichen völkischen Selbstbewußtseins. Es galt daher, Stolz und Vertrauen zur eigenen Kraft im deutschen Volke zu wecken. Wer dann die gewaltigen Kundgebungen am Sonntag, den 14. Januar 1923, miterlebt hat, der mußte erkennen, daß der Deutsche sich zum nationalen Gedanken und damit zur nationalen Willenskraft wiedergefunden hat. Geholfen dazu hat uns der Feind selbst. Feindlicher Haß und frevelhafte, brutale Gewalt werden unser Volk, in dem gewisse Kreise noch immer nicht gelernt haben, was deutsche Sitte ist, endlich einig und stark im Widerstand machen.

Wir dürfen den Mut nicht sinken lassen. In Zeiten der Not und Drangsal wird sich Preußengeist erproben, wie ihn uns unser größter Preuße Friedrich der Große gezeigt und gelehrt hat. In dieser Stunde wollen wir seiner gedenken, gedenken seines Heldenmutes und seiner Zähigkeit im Ertragen schweren Unglücks; aber damit nicht genug, er zeigte uns auch, wie man fremder Anmaßung entgegenzutreten hat und sie überwinden kann. Dem Feinde zum Trotz schuf er mit eisernem Willen das Fundament, auf dem das einige, deutsche Reich am 18. Januar 1871 erstehen konnte. Das „exoriare aliquis" des großen Kurfürsten hatte seine Erfüllung gefunden, zu dessen Zeit es wie heute französiche Willkür und französicher Uebermut war, der unsere nationale Ehre aufs Tiefste beschimpfte — mitten im Frieden. „Mitten im Frieden haben Sie Krieg geführt und wundersame Eroberungen gemacht, und Sie haben eine Reunionskammer eingesetzt, um Richter und Partei zugleich zu sein; das hieß der Rechtsanmaßung und Gewalt-

tätigkeit noch Kränkung und Hohn hinzufügen." So rief Fenelon Ludwig dem XIV. zu. Wie wenig ist an diesem Satze zu ändern, damit er zu dem heutigen Tage paßt. Man braucht nur einzusetzen Reparationen statt Reunionen, und wie gleichen sich Ludwig XIV. und Poincaré aufs Haar in der Entfaltung sadistischer Machtgier.

Die Zeit und die Kraft des deutschen Volkes entriß den Franzosen die eroberten deutschen Landesteile wieder, und der Rhein, das Symbol deutscher Einigkeit und Macht, wurde wieder deutsch. Zur Stunde ist er es nicht mehr, aber die Zeit und unser Wille werden ihn wieder deutsch machen.

Sie sollen ihn nicht haben, den freien, deutschen Rhein,
Wenn sie wie gier'ge Raben sich heiser darnach schrei'n.

Es weilen heute unter uns einige Vertreter der rheinischen Studentenschaft. Ihnen sei als Gruß der sehnlichste Wunsch der Berliner Studentenschaft in das Rheinland mitgegeben, der Rhein Deutschlands Strom, nicht Deutschlands Grenze. Die Reichsregierung, wenn sie so energisch und kraftvoll wie bisher die deutschen Belange vertritt, wird die akademische Jugend geschlossen hinter sich finden. Sei es als Bergarbeiter, Schlosser, Maschinisten, oder wohin uns das Vaterland sonst ruft, wir deutschen Studenten sind bereit, alles, was wir besitzen, unserem Volke zu opfern. So habe ich Ihnen die Mitteilung zu machen, daß im Anschluß an das Kolleg des Professors Bernhard sich Studenten zusammengesetzt haben, um eine Sammlung für die geschädigten Arbeiter des Ruhrgebietes einzuleiten. Die Studentenschaft wird diese Sammlung offiziell übernehmen und weitergestalten.

Soll sich das Vaterland erheben, so braucht es freien, deutschen Sinn,
Und Freiheit wird mir nicht gegeben, wenn ich ein Knecht mit Willen bin.

Unser Wille sei Freiheit. Wir deutsche Studenten wollen nicht als Knechte unser Dasein fristen. Wir wollen als freie Deutsche im freien Deutschland leben.

Ansprache des Rektors Professor Dr. Heffter.

Hochverehrte Anwesende!
Werte Kollegen und Kommilitonen!

In schicksalsschwerer Zeit haben wir uns heute hier vereinigt, um der Gründung des Deutschen Reichs feierlich zu gedenken. Wir müssen Stellung nehmen zu dem empörenden militärischen Gewaltakt, der unserem Lande und unserem Volke in diesen Tagen widerfahren ist. Wir wollen daher — und dazu erbitte ich mir Ihre Zustimmung — folgendes bekennen:

Am Gedenktag der Reichsgründung gibt die Friedrich-Wilhelms-Universität ihrem Schmerz und ihrer Trauer über den Bruch von Rechten und Verträgen Ausdruck, dessen unsere Feinde sich durch Besetzung des Ruhrgebietes aufs neue schuldig machen. Lehrkörper und Studentenschaft legen vor der ganzen Welt entrüstete Verwahrung gegen die ungeheuerliche Vergewaltigung ein, die weder im Versailler Friedenstraktat noch im Völkerrecht einen Boden findet. Wir vertrauen der festen und mannhaften Haltung der Reichsregierung und geloben, uns in unwandelbarer Treue allezeit einzusetzen für Volk und Heimat.

